

Daniel Smeritschnig

# Kindheit und Kriminalität – ein Denkanstoß





**Kindheit und Kriminalität –  
ein Denkanstoß**

**Daniel Smeritschnig**

## Impressum

Texte:

© Copyright by Daniel Smeritschnig

Umschlag:

© Copyright by Internationalen Kunstwettbewerb für  
Gefangene, veranstaltet von der Kathol. Gefangenenseel-  
sorge ICCPPC-Wettbewerb [www.iccpc.org](http://www.iccpc.org)

Verlag:

Soziale Gerichtshilfe Österreich

Geschäftsführender Direktor: Hofrat Dr. Christian Kuhn

[Daniel.smeritschnig@soziale-gerichtshilfe.at](mailto:Daniel.smeritschnig@soziale-gerichtshilfe.at)

[www.soziale-gerichtshilfe.at](http://www.soziale-gerichtshilfe.at)

Wien, 2018



Dieses Manuskript ist eine Reaktion auf die 60 eingesendeten Beiträge von Haftinsassen für ein Projekt der Sozialen Gerichtshilfe, in dessen Rahmen sich die Betroffenen schreibend mit ihrer Vergangenheit und ihrem Werdegang auseinandergesetzt und ihr Leben reflektiert haben. In diesen Beiträgen ist immer wieder das Thema der schwierigen Kindheit aufgetaucht. Dies führt zu der häufig diskutierten Frage, wie stark tatsächlich der Einfluss der Kindheitserlebnisse auf das spätere Erwachsenenleben ist und ob eine schwierige Kindheit mit Erfahrungen der Gewalt, der Armut, des sexuellen Missbrauchs usw. zwangsläufig auch zu ähnlichen Handlungen im Sinne von kriminellen Karrieren führt. In diesem Gedankenanstoß werden die gängigen Sichtweisen und Theorien zu diesem Zusammenhang beleuchtet, wobei die neuesten Ergebnisse die Einsicht nahelegen, dass eine schwierige Kindheit das Risiko von späteren Problemen zwar erhöht, aber nicht zwangsläufig Probleme im Erwachsenenalter mit sich führen muss.

„Ich konnte nicht anders, ich hatte eine schwere Kindheit.“ Das vorliegende Manuskript ist ein Denkanstoß zu den 60 eingegangenen Beiträgen zum Projekt der Sozialen Gerichtshilfe. Haftinsassen hatten sich darin in schreibender Form mit ihrer Biographie und ihrem Werdegang auseinandergesetzt und diese im Rückblick reflektiert. Aus der Mehrheit der Beiträge leitet sich eine schwierige Kindheit als grundlegendes Thema ab. Oft ist auch die Versagung elementarer Grundbedürfnisse, wie jenes nach emotionaler Zuwendung oder der Sicherung der materiellen Existenz, zu sehen. Aus diesem Grund soll anhand dieses Beitrags ein Impuls dazu geliefert werden, den Zusammenhang zwischen einer schlimmen Kindheit und späterem kriminellen Verhalten zu beleuchten und sich insbesondere der Klärung der Frage anzunähern, ob negative Kindheitserfahrungen zwingend zu ungünstigem, mitunter kriminellem Verhalten führen.

Zunächst ist zu sehen, dass Straftaten nicht isoliert für sich betrachtet werden dürfen, sondern stets in den Zusammenhang mit bestimmten Lebensumständen eingebettet sind, die aktuell gegenwärtig sein oder schon weit in der Vergangenheit liegen können. Es sind bestimmte Wechselwirkungen zu beobachten: Ein Familienvater beispielsweise kann eine gewisse Geldsumme nicht aufbringen und lässt sich zu der Entscheidung hinreißen, „in der Verzweiflung“ eine Bank zu überfallen. Die Not kann aber auch in Gier münden, und nachdem die erste Tat erfolgreich war und der Täter nicht aufgespürt werden konnte, folgen weitere Strafhandlungen. Rechtsbrüche basieren aber auch

mitunter auf Kränkungen des Selbstwertgefühls: Wenn eine Person zu wenig Anerkennung bekommt und keine Freunde hat, kann sie zu Anabolika greifen, um große Muskeln aufzubauen. Der regelmäßige Konsum der künstlichen Wachstumshormone ist kostspielig – um sich diesen also weiterhin finanzieren zu können, begeht der Betroffene Raubüberfälle.

In diesem Geflecht aus Wechselwirkungen nimmt die Kindheit eine wichtige Rolle ein. Welche Entwicklungen ein Mensch in der Kindheit durchläuft, ist besonders deshalb interessant, weil ihre Auswirkungen auf das spätere Leben im Allgemeinen als nachhaltig angesehen werden: In der Kindheit wird der Grundstein für das ganze Leben gelegt. Dies führt Schlussfolgerungen von sowohl positiver als auch negativer Natur mit sich: Zum einen können frühe Erfahrungen segensreiche Auswirkungen haben, zum anderen wird es als wahrscheinlich angenommen, dass frühe Versäumnisse vielleicht nie wieder gut gemacht werden können. Praktisch alle wissenschaftlichen Theorien in der Entwicklungspsychologie berufen sich auf die Annahme, dass das, was aus einer Person wird, zum Großteil durch Faktoren ihrer Kindheit mitbestimmt wird. Die Untersuchung der Kindheit ist außerdem hilfreich, um die „ausgereiften“ Systeme im Erwachsenenalter besser zu verstehen. Erfahrungen, die wir in der Kindheit machen, hinterlassen unbestreitbar ihre Spuren und sind auf unserer „Lebenslandkarte“ aufgezeichnet. Ähnlich einer Landkarte für physische Gebiete sind auf dieser inneren Karte alle unsere Erlebnisse mit früheren Bezugspersonen vermerkt, die zu

bestimmten Eindrücken und Abdrücken geführt haben. Die frühen Erfahrungen mit den eigenen Eltern dienen als Wegweiser, die Menschen zur Orientierung heranziehen. Diverse Studien beispielsweise belegen, dass bei der Wahl unseres Liebespartners das Aussehen der Eltern einen Einfluss nimmt: Männer verlieben sich eher in Frauen, die beispielsweise die Augen- und Haarfarbe der Mutter haben, Frauen entscheiden sich für Männer, die äußerlich ihrem Vater gleichen. Wiederum können fehlende liebevolle Zuwendung, keine oder eine unsichere Bindung an wichtige Bezugspersonen, Vernachlässigung und Misshandlung, Verwöhnung und Überbehütung gravierende und belastende Markierungen auf dieser „Lebenslandkarte“ sein.

Neurowissenschaftler sind inzwischen zu dem übereinstimmenden Schluss gekommen, dass beispielsweise Armut Spuren bei Kindern, die in prekären Familienverhältnissen aufgewachsen sind, hinterlassen kann, welche sogar physisch sichtbar sind. Insbesondere der Präfrontalkortex und die Schläfenlappen sind von diesen hirnanatomischen Veränderungen betroffen. Die Großhirnrinde – der Kortex – übernimmt wichtige Funktionen der Wahrnehmung, des Sprechens, Denkens und Handelns. Die Veränderungen lassen sich schon in den ersten Lebensjahren erkennen und schlagen sich in schlechteren Denkleistungen nieder. Kinder von einkommensstärkeren Eltern haben, wie Studienergebnisse zeigen, eine größere Oberfläche im Hinblick auf den Kortex.



Kinder aus einkommensschwächeren Familien hingegen können gemäß der Hirnscans weniger graue Substanz vorweisen. Spezielle Fördermaßnahmen für Kinder im Vorschulalter zielen daher darauf ab, die exekutiven Funktionen und somit das zielorientierte Handeln der Geschädigten zu verbessern.

Dieser Einfluss auf die Gehirnstrukturen des Kindes beruht auf dem Phänomen der sogenannten „Neuroplastizität“. Es beschreibt die Fähigkeit des Gehirns, sich zu verändern und anzupassen. Die normale Hirnreifung führt dazu, dass ab der späten Kindheit bis ins frühe Erwachsenenalter das Volumen der grauen Hirnsubstanz infolge der neuroplastischen Entwicklung abnimmt. Generell vertreten die Hirnforscher die Ansicht, dass frühkindliche Erfahrungen niemals unweigerlich zu einer vorgezeichneten Entwicklung führen. Sie beeinflussen jedoch die Wahrscheinlichkeit, mit der es zu bestimmten Problemen kommen kann. Jeder Mensch reagiert zudem unterschiedlich auf die Widrigkeiten des Lebens – daher kann z.B. auf der Basis des familiären Hintergrundes eines Kindes nicht dessen Potenzial abgeschätzt werden. Hinzu kommt die Tatsache, dass das Gehirn ein Leben lang seine Plastizität behält, wodurch es also stets weitergeformt wird. Eine logische Schlussfolgerung ist, dass eine Prävention wirksamer sein dürfte als Fördermaßnahmen, die erst einsetzen, nachdem ein unter ungünstigen Umständen aufgewachsenes Kind bereits kognitiv zurückgefallen ist.

Eine Frage, über die Wissenschaftler häufig gestritten haben, war jene nach der Rolle der Anlagen bzw. Gene gegenüber der Rolle der Umwelt. Es wurde darüber gerätselt, ob bestimmte Verhaltensweisen angeboren oder anerzogen sind. Inzwischen jedoch haben sich die Verhaltensforscher von dieser alten Gegensätzlichkeit verabschiedet: Sie richten ihr Augenmerk jetzt auf das Zusammenspiel von Anlage und Umwelt. Verhaltensgenetiker bezeichnen das Zusammenwirken von Erbanlagen und Umweltfaktoren als „Anlage-Umwelt“-Korrelation und unterscheiden drei Arten: eine passive, eine reaktive und eine aktive. Eine passive Anlage-Umwelt-Korrelation anzunehmen bedeutet, davon auszugehen, dass jemand gleichsam in eine bestimmte Umgebung hineingeboren wird. Ein einfaches Beispiel dafür ist ein musikalisch begabtes Kind, das in einem Elternhaus aufwächst, in dem das Musizieren gepflegt wird. Die reaktive oder evokative Korrelation besagt, dass die Umwelt auf ein ererbtes Merkmal anspricht und es fördert. Dies ist etwa der Fall, wenn Kindern mit einer sportlichen Begabung ein spezielles Training angeboten wird, das weniger talentierten Kindern nicht zugänglich ist.

Die aktive Anlage-Umwelt-Korrelation bedeutet schließlich, dass eine Person ihren Begabungen, Persönlichkeitsmerkmalen und Interessen gemäß selbst ein dazu passendes Umfeld auswählt oder Einfluss auf ihre Umwelt nimmt und sie gestaltet. Dies ließ sich in den 1960er- und 1970er-Jahren der Bildungsexpansion gut beobachten, als sich das bis dahin eher undurchlässige Bildungssystem für die

Allgemeinheit öffnete. Viele begabte Menschen aus bildungsfernen Milieus nutzten diese Chance, um sich vielfältige Qualifikationen anzueignen, wodurch sie selbst zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten beitrugen. Prinzipiell neigen Anlage-Umwelt-Korrelationen dazu, die Wirkung genetischer Unterschiede zu verstärken. Solche Korrelationen gehen von der Annahme aus, dass die Wirkung bestimmter Umweltbedingungen für alle Individuen annähernd gleich ist. So sollten sich etwa die sportlichen Fähigkeiten aller Kinder einer Klasse durch ein Training in demselben Ausmaß verbessern. Dies ist jedoch in der Tat nicht der Fall. Am ehesten ist zu sehen, dass Kinder mit ausgeprägten sportlichen Anlagen vermutlich stärker von solchen Maßnahmen profitieren als andere. Verhaltensgenetiker sprechen in diesem Fall von Anlage-Umwelt-Interaktionen. Ein Beispiel dafür lieferten schon vor über zehn Jahren Untersuchungen an Mäusen. Wie sie sichtbar machten, wirkt sich eine Vernachlässigung der Jungen durch ihre Mütter nur dann negativ auf ihr späteres Sozialverhalten aus, wenn die Tiere einen genetisch bedingten Mangel an einem bestimmten Enzym (MAOA) haben. 2002 und 2003 demonstrierte der Entwicklungspsychologe Avshalom Caspi vom King's College in London mit zwei molekulargenetischen Arbeiten, dass ein analoger Zusammenhang auch beim Menschen besteht. Das Enzym MAOA ist am Abbau von Neurotransmittern – Botenstoffen zwischen Nervenzellen – wie Noradrenalin, Serotonin und Dopamin beteiligt. Untersuchungen an Tieren und Menschen ließen einen Zusammenhang zwischen einem Mangel an MAOA, der genetisch bedingt ist, und gesteigerter

Aggressionsneigung erkennen. Caspi und seine Kollegen griffen für ihre Untersuchungen auf eine sehr bekannte Kohortenstudie zurück, die seit über 35 Jahren die gesundheitliche, psychische und soziale Entwicklung eines kompletten Geburtsjahrgangs aus der neuseeländischen Stadt Dunedin verfolgt. Die erhobenen Daten umfassen ebenfalls Informationen über Misshandlungen in der Kindheit, die bei 28 Prozent der Teilnehmer vorkamen. Acht Prozent waren sogar Opfer schwerer Misshandlungen geworden. Zudem erfasst die Studie eine Reihe von Indikatoren, die auf antisoziales Verhalten im frühen Erwachsenenalter hinweisen – z.B. Verurteilungen wegen Gewaltdelikten sowie Diagnosekriterien für Störungen des Sozialverhaltens aus der klinischen Psychologie oder für eine Disposition zur Anwendung von Gewalt.

Die Gruppe um Caspi verglich diese Daten mit Befunden über die Aktivität des Enzyms MAOA bei den Studienteilnehmern. Dabei stellte sich heraus, dass das Ausmaß, in dem eine Misshandlung in der Kindheit Gewaltbereitschaft im frühen Erwachsenenalter förderte, davon abhängig war, ob die betreffende Person aufgrund einer genetischen Veranlagung chronisch zu wenig MAOA bildet.

Es ist unumstritten, dass schwierige Kindheitserlebnisse Spuren in uns hinterlassen und dass die Umgebung, in der wir aufwachsen, unsere Entwicklung beeinflusst. Jedoch lässt sich die Behauptung, eine schwere Kindheit sei unbedingt Voraussetzung für Probleme im Erwachsenenalter, nicht zweifelsfrei bejahen. Viele ausgeglichene, gesunde

Menschen scheinen eine schwere Kindheit gehabt zu haben, wohingegen andere, die unter vielen Problemen leiden, als Kind womöglich relativ glücklich waren. Natürlich finden sich auch Erwachsene mit einer schweren Kindheit, etwa Straftäter, die auf eine schlimme Vergangenheit zurückblicken können; aber auch in diesen Fällen ist es nicht sicher, dass sie sich eindeutig aus den Kindheitserlebnissen ableiten lassen. Statistische Erhebungen zeigen, dass für Kinder, die in einer ungünstigen Umgebung aufwachsen – z.B. in Familien mit Suchtproblemen, psychischen Krankheiten oder Gewaltpotenzial – eine größere Wahrscheinlichkeit besteht, später im Erwachsenenleben vielfältige Probleme zu haben, im Vergleich zu Kindern aus den sogenannten „Normalfamilien“. Allerdings weist die Statistik nur auf Risiken hin, sie behauptet nicht, negative Erfahrungen würden automatisch zu Problemen führen. Geradlinige Muster wie die Behauptung, ein Kind mit schlimmen Erlebnissen werde in der Zukunft mit Sicherheit problematisch auffallen, ein Erwachsener mit Problemen hingegen hätte garantiert eine schwere Kindheit gehabt, sind somit in Frage zu stellen.

Die Wissenschaftler Emmy Werner und Ruth Smith beobachteten in einer langjährigen Untersuchung auf der hawaiianischen Insel Kauai alle im Jahr 1955 geborenen Inselbewohner. Das Anfang 1980 erschienene Buch „Vulnerable but invincible“ („Verletzbar, aber unbesiegbar“) belegt, dass es jedem dritten jungen Menschen mit einer schweren sogenannten Risikokindheit gelingen konnte, sich bis zum 18. Lebensjahr zu einem selbstbewussten,

sich für andere Menschen interessierenden jungen Erwachsenen zu entwickeln. Zwei Drittel und damit doch die Mehrheit hatte hingegen Probleme und wurde den sogenannten Risikojugendlichen zugeordnet. Bei einer erneuten Betrachtung derselben Gruppe jedoch stellte sich heraus: Zwei Drittel dieser Risikojugendlichen konnten sich dennoch mit 32 Jahren zu „gut zurechtkommenden“ Erwachsenen entwickeln (Werner und Smith, 1992). Dieser Studie zufolge ging es also sogar drei Viertel der Personen mit einer schweren Kindheit später gut.

Die Erfahrung macht sichtbar, dass Menschen verblüffend gut mit den Schrecken des Krieges sowie schwierigen Familienverhältnissen fertigwerden können. Nur ein Teil der Kinder von Alkoholikern verfällt ebenfalls dieser Sucht, genauso wie es eine Seltenheit ist, dass Kinder von ernsthaft seelisch Kranken selbst psychisch erkranken. Ebenso ist es nur ein Bruchteil der Kinder, der in gewalttätigen Familien groß geworden sind und in späterer Folge selbst zu Gewalthandlungen neigt, ebenso wie in ihrer sexuellen Unantastbarkeit verletzte Kinder nicht immer als Erwachsene Ähnliches tun. Probleme werden somit nicht von einer Generation auf die nächste „vererbt“. In der Kindheit erlebtes Leid und Probleme können zwar das Risiko steigern, im Leben ähnliche oder andere Probleme zu bekommen oder straffällig zu werden, aber sie sind nicht die Ursache dafür. Die Forscher Joan Kaufman und Edward Zigler, welche die Vererblichkeit von Gewalt und sexuellem Missbrauch untersucht haben, konnten zeigen, dass dieser allgemeine Glaube ein schädlicher Mythos ist.

Erwachsene, die in ihrer Kindheit misshandelt worden sind, müssen im Verlauf ihres Lebens immer wieder hören, dass sie wahrscheinlich auch ihre Kinder misshandeln werden. Die Wiederholung dieser Aussage ist bei manchen zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung geworden. Andere hingegen, welche die Spirale der Gewalt durchbrochen haben, empfinden sich als laufende Zeitbomben.

Die Erklärung zur Frage, warum manche besser als andere das Leid in der Kindheit oder das Fehlen von positiven Erlebnissen verkraften können, wurde mit dem Begriff der „Resilienz“ geliefert. Resilienz-Studien in Finnland haben untersucht, wie Kinder, die wegen des Krieges aus Finnland nach Schweden evakuiert wurden und sich dadurch für Jahre von ihren Eltern trennen mussten, ihr späteres Leben bewältigt haben.

Die Kinderpsychiaterin Eila Räsänen stellte dabei fest, dass der Großteil dieser Kriegskinder entgegen den Erwartungen das Erlebnis gut verkraftet hat und viele sogar empfinden, diese Erfahrung habe sie eher gestärkt als in irgendeiner Weise geschwächt.

Untersuchungen zeigen wiederum, dass die Trennung eines Kindes von seiner Mutter zu schädlichen Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung führen kann. Die frühe Bindung nämlich ist von enormer Bedeutung für die weitere Entwicklung eines Kindes. Der französische Psychoanalytiker René Spitz machte bahnbrechende Entdeckungen, als er in den Spitälern des Zweiten Weltkrieges Kinder beobachtete, die früh nach ihrer Geburt von ihren

Eltern getrennt worden waren. Das Pflegepersonal in diesen Hospitälern wechselte häufig. Obwohl die Heimkinder körperlich gut versorgt waren, entwickelten sich bei auffallend vielen seltsame Symptome, die man unter dem Begriff des Hospitalismus zusammenfasste. Die Kinder waren kränklich, sowohl psychisch als auch körperlich retardiert und zeigten keinen großen Lebenswillen. Auch war die Sterblichkeitsrate erheblich höher als bei Kindern, die zusammen mit mindestens einem Elternteil aufwuchsen. Als man nach einer Erklärung für diese Hospitalismusphänomene suchte, stieß man auf folgenden Grund: Trotz der guten Versorgung mangelte es den Kindern an emotionalen Bindungen zu konstanten Bezugspersonen. Dieser Faktor geriet somit in den Blickpunkt der entwicklungspsychologischen Forschung.

Aus dem problematischen Umstand der Trennung von wichtigen Bezugspersonen wurden jedoch oft falsche Schlussfolgerungen gezogen. Es muss nämlich auch berücksichtigt werden, dass ein Kind in so einem Fall heute nicht mehr in ein überlaufenes Heim kommt, sondern meistens in die Obhut eines liebenden Menschen. Ein anderer Mensch ersetzt vielleicht nicht die eigene Mutter, weil sie natürlich einzigartig ist, aber die Pflege und Fürsorge einer anderen Bezugsperson kann durchaus ausreichend sein, damit eine normale Entwicklung und ein normales Wachstum sichergestellt sind. Somit können sich auch Waisenkinder zu normalen Menschen entwickeln. Eine gute Beziehung zu einer wichtigen Bezugsperson gehört zu den schützenden Faktoren, die dazu führen



können, dass ein Kind vor negativen Einflüssen in einer ungünstigen Umgebung geschützt wird. Wenn ein Elternteil beispielsweise aus irgendeinem Grund nicht fähig ist, dem Kind Liebe zu zeigen, bildet es häufig eine besonders enge Beziehung zum anderen Elternteil. Wenn keiner der beiden in der Lage ist, angemessen die wichtige Elternrolle zu erfüllen, hat es den Anschein, das Kind habe die Fähigkeit, Ersatzeltern in der Umgebung zu finden. Diese können ihm die Erfahrungen zuteilwerden lassen, welche die Eltern nicht weiterreichen können. Ein Mädchen beispielsweise, das in einer Diplomatenfamilie aufwächst, in welcher die Eltern ständig unterwegs sind und kaum Zeit für die Kinder hatten, kann als „Ersatz“ eine besonders enge Beziehung zu einer Patentante aufbauen. Menschen, die also das Gefühl haben, von einer Seite nicht das zu bekommen, was sie brauchen, haben die Fähigkeit, dies woanders zu finden. Als weitere schützende Faktoren können auch Haustiere, die Natur, die Vorstellungskraft der Kinder oder künstlerische Aktivitäten aufgezählt werden.

Berücksichtigt werden muss auch folgender Umstand: Erschütternde Erfahrungen, die Personen in ihrem Leben machen müssen, werden im Gehirn abgespeichert. Diese Erinnerung kann entweder einen negativen oder einen positiven Einfluss ausüben. Wenn sie in erster Linie Gefühle der Scham, der Schuld oder Wut umfasst, kann sie eine Last sein. Löst das Erinnern hingegen ein Gefühl des Stolzes aus, so kann dies eine Quelle der Kraft sein. Diese Bedeutung ist in der Katastrophen- und Krisenpsychologie

sehr gut erkannt worden. Wenn beispielsweise nach einem Banküberfall Gespräche mit dem Personal geführt werden, ist es wichtig, dass jeder der Anwesenden ein positives Feedback erhält. Jeder sollte empfinden können, dass er oder sie in der schwierigen Situation vernünftig oder zumindest verständlich und unter den gegebenen Umständen normal reagiert hat. Jeder handelte in der Situation so klug, wie es ihm in dem Moment und aufgrund seiner Kenntnisse möglich war.

In den USA hat man in den letzten Jahren begonnen, mit Hilfe von Anpassungstrainings Kinder zu unterstützen, deren Eltern unter Langzeitdepressionen leiden. Bekannt ist nämlich, dass Depressivität der Eltern für Kinder einen Risikofaktor darstellt, der es wahrscheinlicher macht, dass das Kind später ebenfalls an einer Depression erkrankt. Bei Studien an Kindern, die in einer Depressionsfamilie aufgewachsen sind, ohne jedoch selbst zu erkranken, konnte man Folgendes feststellen: Die Betroffenen haben verstanden, dass es sich bei den elterlichen Depressionen um eine Krankheit handelt, die nichts mit ihnen zu tun hat. Aufgrund dieser Erkenntnisse werden den Kindern in Anpassungskursen klare Informationen über Depressionen vermittelt. Sie bekommen die Möglichkeit, Fragen zu stellen über alles, was sie beschäftigt, sowie zu diskutieren und andere Betroffene zu treffen. Die Ergebnisse sind so ermutigend, dass man diese Tätigkeit auch auf andere Gebiete der seelischen Störungen erweitert hat. Die Verarbeitung der mit Erschütterungen und negativen Erfahrungen verknüpften Gefühle – Verlegenheit, Scham und Schuldge-

fühle – gelingt am besten in der Kindheit, kann jedoch jederzeit auch später stattfinden.

Ebenso können im späteren Erwachsenenleben viele Entwicklungen wieder ausgeglichen werden, beispielsweise durch eine geglückte Partnerwahl, positive Schulerfahrungen oder eine gute Beziehung zu den eigenen Kindern. Viele betroffene Frauen beispielsweise loben ihren Partner und danken ihm dafür, dass sie trotz schwieriger Kindheit ein angenehmes und ausgeglichenes Erwachsenenalter genießen dürfen. Erfahrungen des sexuellen Missbrauchs können durch einen einfühlsamen Partner zu einem späteren Zeitpunkt bewältigt und integriert werden.

In der Psychologie war traditionell die Entwicklungspsychologie ein vorherrschendes Paradigma. Diese lehrt, dass die psychische Entwicklung eines Kindes stufenweise durch gewisse, vorher abgestimmte Phasen auf das reife Erwachsenenesein hin abläuft. Die ganze psychoanalytische Theorie stützt sich auf die Vorstellung, psychische Störungen seien darauf zurückzuführen, dass die Persönlichkeitsentwicklung eines Individuums in einer bestimmten Phase gestört wurde. In den letzten Jahren jedoch ist dieses schicksalhafte Modell, dass die menschliche psychologische Entwicklung beschreiben soll, in Kritik geraten, sowohl innerhalb der Psychologie als auch durch Einwände von außerhalb. Es ist nicht mehr länger die Bereitschaft vorhanden, an vereinfachende Theorien zu glauben, die ein Kind als ein Wesen darstellen, welches schwach und in seiner psychischen Entwicklung verletzbar ist, wenn die

Mutter oder eine pflegende Person den Fehler macht, dem Kind zu viel oder zu wenig Zuneigung zu schenken. Stattdessen hat sich die Einsicht ausgebreitet, dass die kindliche Entwicklung als integrierter Teil der ökologischen Umwelt verläuft. Sie findet in einem Geflecht von Menschen statt, zu dem außer der Mutter noch viele andere zählen, etwa Großeltern, Vaterfiguren, Geschwister, Nachbarn, Lehrer usw. Die Entwicklung der Kinder schreitet nicht in derartigen Phasen fort, wie bislang angenommen wurde. Es ist immer offensichtlicher geworden, dass die Theorien, welche unterschiedliche Phasen der Entwicklung beschreiben, nicht der Realität entsprechen. Verschiedene Kinder lernen wichtige Angelegenheiten in unterschiedlicher Reihenfolge, und die zeitliche Verschiebung einer Entwicklungsphase ist längst nicht so schicksalhaft wie vermutet. Das Kind verschafft sich später die Erlebnisse, die ihm womöglich in einem bestimmten Alter nicht zuteil geworden sind. Der Mensch ist somit keine Maschine, die in einer bestimmten Reihenfolge und Weise programmiert werden muss, um ein späteres, einwandfreies Funktionieren zu ermöglichen. Er ist vielmehr ein flexibles und sich ständig entwickelndes Wesen, das Ziele erreichen und neue Dinge lernen kann, solange die Funktionstüchtigkeit des Gehirns vorausgesetzt wird.

Zusammengefasst gesagt ist somit zu bezweifeln, dass Kriminalität sich ausschließlich durch eine schwere Kindheit erklären lässt. Es gibt zahlreiche Beispiele von Erwachsenen, die unter ähnlich ungünstigen Umständen aufgewachsen sind, ihren erlebten Mangel aber ausgleichen, sich normal entwickeln und sich offensichtlich gegen das Begehen von Straftaten entscheiden konnten.

## LITERATURVERZEICHNIS

Fortschritt durch Frauen; Spezial Biologie - Medizin - Hirnforschung 4/2018. (2018). Heidelberg: Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft mbH.

Furman, B. (2013). Es ist nie zu spät, eine glückliche Kindheit zu haben. Dortmund: Borgmann; Auflage: 6. Gene und Umwelt; Highlights 2/2016. (2016). Heidelberg: Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft mbH.

Nuber, U. (2009). Lass die Kindheit hinter dir: Das Leben endlich selbst gestalten. Frankfurt/M.: Campus Verlag; Auflage: 1.

Wilkening F., Freund A.M., Martin M. (2013). Entwicklungspsychologie kompakt. Weinheim: Beltz.

